



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schultz-Ewerth, Erich: Kolonialpsychologie : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 6. Mai 1922

Nummer 17

Kolonialpsychologie.

Von Dr. Erich Schulz-Ewerth.

Gouverneur des ehemaligen Schutzgebiets Samoa.

(Schluß.)

Gesellt sich zur Arbeit der Erfolg, so wird die Tätigkeit des Kolonisten aus einer Not zur Lust und weiter, mit Hilfe des reinen Erwerbstriebes, der Konkurrenz und der Gewohnheit, zum alleinigen Zweck und Ziel des Daseins. Auf diesem Wege gerät in gedeihenden Kolonien das Leben und Schaffen oft in ein uns befremdendes Tempo. Unablässig sinnt und beginnt der koloniale Eifer neue, stets größere Unternehmungen. Wer stehen bleibt oder sich mit Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten abgibt, wird überrannt, bei Seite gestoßen, damit die wilde Jagd keinen Aufenthalt erleidet. Fehlschläge entmutigen selten. Der kategorische Imperativ lautet ins Koloniale übersetzt: Try again! Die Hast und Unrast äußert sich u. a. auch in häufigen und schnellen Ortsveränderungen von Menschen und Wohnplätzen. Sogar in Siedlungskolonien ist die Besitzlage weniger stabil als bei uns. Nicht jeder findet sofort die Stelle, die ihm zusagt. Die Verlockung, in dem weiten Gelände nach Besserem zu suchen, ist groß. Manchen wird das Leben unter halbwildem Verhältnissen unentbehrlich. Sie halten sich stets an der äußersten Grenze der besiedelten Zone, on the outskirts of civilization; sie sind die Vorposten und ziehen weiter, ins Ungewisse hinein, wenn die Stellung vom Haupttrupp besetzt wird.

Dessen unerachtet ist in Kolonien, mit Ausnahme der rein tropischen, wo der Europäer aus klimatischen Gründen nur eine vorübergehende Erscheinung ist, der Begriff Heimat keine unbekannte oder unvollständige Größe. Insbesondere ist der normale Farmer ein Dauersiedler, hat Weib und Kind und wünscht das Kulturland, das er aus seinem Stück Wildnis gemacht, seinen Nachkommen zu hinterlassen. Eigene Urbarmachung webt ein starkes Band zwischen Mensch und Erde und wird mit jedem Erbfall der Angehörigkeit ähnlicher. Unbedenklich nimmt daher die Gesetzgebung fast aller Kolonien die draußen geborenen Kinder kraft des jus soli als Landeskinder in Anspruch. Ja, auch die Abwege, die wir kennen,

sind in Kolonien nichts Ungewöhnliches: Kirchturmspolitik und regelrechter Partikularismus. Der Kampf zwischen Föderalisten und Unitaristen begleitet jedes staatliche Werden und Wachsen und zeitigt mitunter Gebilde von überraschender Ähnlichkeit. Die Zustände, die zwischen den einzelnen australischen Staaten herrschten, ehe sie sich zur Commonwealth zusammenschlossen, erinnern lebhaft an die alte deutsche Kleinstaaterei. Die vermeintliche Geschichtslosigkeit Amerikas, die der mit Vergangenheitsjucht überfüllte Goethe in bekannten Versen pries, hat den neuen Kontinent nicht vor „unnützem Erinnern“ und „vergeblichem Streit“ bewahrt. Der Sezessionskrieg hatte neben seinen wirtschaftlichen Anlässen tiefer liegende Ursachen in den Traditionen, die die Kolonisten aus Europa mitbrachten. Im Norden herrschten die Puritaner, im Süden die Kavaliere, verstärkt durch französische und spanische Einschläge! Und nicht zufrieden, mit den Resten europäischer Geschichte belastet zu sein, haben sich die Amerikaner seitdem noch eine eigene Geschichte zugelegt: Längst ist die amerikanische Wissenschaft in die Tiefen der vorkolumbischen Zeit eingedrungen und hat mit Kontinentalstolz festgestellt, daß die Kultur der sogenannten neuen Welt die ältere ist; denn als in Europa und Asien noch das Mammoth umherschweifte, trieben die Menschen in Arizona und Neu-Mexiko schon künstliche Bewässerung, und auf dem Hochlande von Peru war die Astronomie bereits zehn Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung zu Haus. Amerika muß eben immer wieder von neuem entdeckt werden. Die pflegliche Behandlung, die die Denkmäler der Natur- und der Menschengeschichte in Amerika jetzt erfahren, ist mustergültig. Sei dies — im Gesichtskreis der Kontroverse Rachel-Bastian beurteilt — Entlehnung (und Weiterführung) europäischen Vorbildes oder Auswirkung eines Völkergedankens und damit ein Beweis, daß der bei uns ins Wanken geratene Historicismus doch eine dem Menschen angeborene Anschauungsweise ist, — wir haben kein Recht mehr, den Amerikaner einen Bananens zu schelten.

In seiner höchsten bisher erreichten Form ist der homo colonus ein fertiger psychologischer Typus. Er ist zu einer unabhängigen Lebensanschauung gelangt, die ihm, mag sie ihn auch vor Selbstgefälligkeit und Selbstüberhebung nicht schützen, eine moralische Grundlage in der Welt sichert. Rohrbach erblickt in diesem Selbstgefühl den Kern der kolonialen Psychologie.*) Ich ziehe vor, ihr Wesen als einen gesteigerten Individualismus zu bezeichnen, der zwar oft in Zügellosigkeit übergeht und dem Staat und dessen Einrichtungen wenig von dem Respekt entgegenbringt, den wir gewohnt sind, aber dennoch sich mit dem sozialen Instinkt im allgemeinen gut verträgt. Ein amerikanischer Publizist, Price Collier, hat dem politischen Glaubens- oder vielmehr Unglaubensbekenntnis seiner Landsleute folgende Fassung gegeben:

„Under no government, whether democratic or aristocratic, has the individual ever been given any rights. He has always everywhere been pointed to his duties; his rights he must conquer for himself.“**)

*) Der deutsche Gedanke in der Welt, Langewiesche 1912 (Vortragsausgabe), S. 141.

***) Germany u. the Germans, p. 96.

(Unter keiner Regierungsform, demokratisch oder aristokratisch, sind dem Individuum jemals irgendwelche Rechte gewährt worden. Es ist stets und überall nur auf seine Pflichten hingewiesen worden; seine Rechte muß es sich selber erobern.)

Nicht zu leugnen ist, daß das nackte Gesetz der Not und des Interesses, wenn es sich wie in Amerika in eine schnell heraubrechende Zeit großer wirtschaftlicher Prosperität hinein fortsetzt, ernste Gefahren mit sich bringt. Doch sind die besten Schichten Amerikas, worunter ich nicht das verstehe, was man die beste Gesellschaft nennt, sich der Gefahren bewußt und auf der Hut. Der koloniale Individualismus hat an der Grenze der Gesellschaft nicht Halt gemacht. Die Frauenbewegung, die über Amerika-England zu uns gekommen ist, ist eine Frucht der kolonialen Entwicklung. Die immer noch herrschende Meinung, daß die Minderzahl der Frau in der neuen Welt eine wesentliche Ursache ihrer dortigen Vetterstellung sei,^{*)} ist oberflächlich und für beide Geschlechter herabwürdigend. Auch handelt es sich keineswegs um eine amerikanische Sondererscheinung. In Australien und Neuseeland ist das Frauenwahlrecht älter als in den Vereinigten Staaten.

In der Geschichte, Kulturgeschichte und Politik spielt die koloniale Psychologie eine Rolle ersten Ranges. Ohne sie bleibt unsere Anschauung vom Weltbilde unvollständig, bleibt namentlich das britische Weltreich, in seiner interkolonialen Struktur, in seinen Beziehungen zu Amerika und in seiner ganzen äußern Politik, ein Komplex von Rätseln, eine gigantische Absurdität. Das kann im Rahmen dieser Skizze nur angedeutet werden. Ob einem aber persönlich der altweltliche oder der neuweltliche Mensch besser zusagt, ist natürlich Geschmacksache. In Reinkultur gezüchtet zeigt jener Hypertrophie des Intellekts, dieser Hypertrophie des Willens. Schätzungsweise darf man annehmen, daß das Verhältnis von Gentlemen, Cads und Snobs hüben und drüben ungefähr das gleiche ist. Wer die oft gerügte koloniale „Ungezwungenheit“ unterstreicht, sollte sich durch Krieg und Revolution belehren lassen, wie auch alte Kulturreuropäer unter den Folgen äußerer Umstände massenweise fast im Handumdrehen zu vollendeten Rümpeln werden können. Und das war nicht nur diesmal so! Ich selbst bekenne gern, daß ich unter Kolonisten verschiedener Nationen oft eine angenehme beruhigende Frische und Natürlichkeit gefunden habe, die als allgemeine Regel im Salon vielleicht nicht am Platze wäre, aber mit der vielgerühmten politesse du coeur wesensverwandt und mindestens ebenso aufrichtig ist.

Der hier in seiner modernen Ausgestaltung geschilderte Gegensatz ist uralte. Seitdem es Menschen gibt, ist kolonisiert worden. Der Eiszeitler, der, unter einem Felsvorsprung kauend, sich aus den rauhen Wetterern der Gletscherperiode in warme tropische Wälder hineinträumte, war wohl der erste Kolonialpolitiker. Wenn Horden sich teilten, muß das Zusammengehörigkeitsgefühl gemindert worden oder geschwunden sein. Mit dem Uebergang zum Ackerbau verfiel der Beharrungstrieb und kehrte sich gegen den Fernbetrieb. Daß der Bodenständige auf den, der die väterliche Scholle verläßt, mit einem Mißgefühl blickt, erscheint begreiflich. Der Nomade kam dem Sesshaften unheimlich, artfremd vor, auch wenn er friedlich vor-

^{*)} Vgl. z. B. Müller-Lyer, Phasen der Liebe, München 1913, S. 194 u. 203.

überzog. Das Räuberleben vieler Nomadenvölker befestigte solche Vorstellungen. Daraus erwuchs im weitern Verlauf die Entrechtung des Landfahrers. Noch eine Stufe tiefer stand der Zigeuner, und in der verwiterten Gestalt des ewigen Juden erschuf sich die Phantasie die stärkste Allegorie der Unstetigkeit. Wer den Frieden der Heimat brach, ward fried- und heimatlos. Wer sich selbst der Heimat begab, verfiel der Mißachtung. Die Strafe der Verbannung ist bei den zivilisierten Völkern heute abgeschafft. Geblieben ist das moralische Uebergewicht des Heimatfesten.

Uns Deutschen war es beschieden, dieses Vorrecht mit einem Schutzkleid von stark betonten Gefühlskonventionen zu umgeben, wie sie unserer durch geschichtliche Erlebnisse fortgebildeten Gemütsanlage entsprechen. Sie gipfeln in dem sprichwörtlichen Vorwurf der Unredlichkeit gegen den, der nicht im Lande bleibt. Das Wort soll im 13. Jahrhundert entstanden sein, unter den Erfahrungen der Kreuzzüge, jenes zwei Jahrhunderte währenden, vergeblichen Unternehmens zur Kolonisation des Orients. Sicher erhielt damals das Wort Abenteuer, das doch als aventiäre eine der schönsten Blüten in dem Zarbergarten des Rittertums gewesen war, den Nebenbegriff des Wüsten, Unrühigen, Unehrbaren. In England hat es seinen guten Klang bewahrt; die merchant adventurers des 16. Jahrhunderts erfreuen sich dort als Nationalhelden hohen Ansehens. Nicht minder bezeichnend ist der Bedeutungswandel, der sich in unserem Worte Elend von exilium in miseris vollzogen hat. In keiner andern Sprache hat die Heimatliebe einen so schwermütigen Ausdruck gefunden wie im Deutschen durch das Wort Heimweh! Es besteht kein Zweifel, daß wir Deutsche die Auswanderung tiefer, tragischer auffassen als andere Völker. Weder der Nimbus des Exotischen, der im deutschen Binnenlande immer noch wirkt, noch alles Lob, das heute gern dem ausgeplünderten deutschen Rückwanderer gespendet wird, kann die Tatsache verhüllen, daß die Kluft zwischen Ausgewanderten und Dabeingeblienen in Deutschland größer ist als anderswo. Wenn Sydney Whitman, der lange Jahre als englischer Zeitungskorrespondent in Deutschland lebte, an den Auslandsdeutschen tadelte, daß sie dem deutschen Idealismus untreu werden,^{*)} und wenn Tolstoi insbesondere an den Deutschrussen die gleiche Beobachtung macht,^{**)} so versteht man solche ausländischen Stimmen aus einer Zeit, wo der beginnende Aufstieg Deutschlands bei den bedrohten glücklichen Besitzern Mißgunst und Besorgnisse erregte; die Aussicht, daß Hans der Träumer zum Praktiker werden könnte, war unbequem. Es konnte nichts schaden, wenn man ihn gelegentlich ermahnte, sich selber treu zu bleiben. Aber in Deutschland selbst sind ähnliche Urteile in neuerer Zeit laut geworden. Der alte Ernst Moritz Arndt ist mit den baltischen Deutschen, die er während seines Aufenthalts in Rußland kennen lernte, aus den angedeuteten Gründen nicht ganz zufrieden.^{***)} Gottfried Keller meint milder, aber doch entscheidend, daß man, um den Charakter eines Volkes recht zu kennen, dasselbe bei sich und an seinem Herde aufsuchen müsse,^{†)}

*) Imperial Germany, Tauchnitz, p. 28.

***) Erinnerungen an Sewastopol, Teil III Kap. 17.

***)) Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein.

†) Grüner Heinrich, III Kap. 12.

und nach Theodor Fontane ist es allgemein die Norm, daß der „Gute und Beste“ daheim bleibt. *) Bemerkenswert ist, daß diese drei, deren persönlichen Idealismus niemand in Frage stellen wird, nebst vielen andern hervorragenden Männern gerade dem Kolonialgebiet entstammen. Parallel damit verlaufen in unserer Geschichte einerseits eine ungeheurere kolonialisatorische Volkskraft und andererseits eine gänzliche kolonialpolitische Erfolglosigkeit. Den Schaden, den wir durch diese rudimentäre Entwicklung erleiden, könnte ein Weltwirtschaftsstatistiker unschwer ausrechnen. Der schädigende Faktor liegt darin, daß wir die Innervation entbehren müssen, die von den auf andern Boden verpflanzten und dadurch zu erhöhtem Wachstum angeregten Ablagern eines Volkes ausgeht und mit den Energiequellen des Mutterlandes ungehindert in befruchtende Wechselwirkung tritt, wenn das Band politischer Gemeinschaft vorhanden oder wenigstens das Volkstum der Auswanderer erhalten ist. Die koloniale Lebensanschauung würde auf uns wirken, wie ein frischer lebendiger Frühlingwind auf die eingeschlossene Luft der Winterstube. Alle Zweige des Gemeinschafts- und des Einzel Lebens, der geistigen und der wirtschaftlichen Kultur würden die belebende verjüngende Kraft, die aus der kolonialen Betätigung entspringt, in neuen Anregungen spüren. Hier wäre ein wirksames Heilmittel gegen alle die nationalen Schwächen, von denen uns eine noch so tiefe Selbsterkenntnis bisher nicht hat befreien können. Man hat entdeckt, daß das Streben nach Individualität ein hervorragender Zug der germanischen Rasse ist. In uns Deutschen aber ist der Individualismus in Absonderung und Sonderlingswesen entartet, weil es außerhalb der für uns unantastbaren Freiheit des Bierphilistertums nirgends schmerzlicher war und ist, unorganisiertes Individuum zu sein als in Deutschland. Wir haben keinen freien Raum, wo die vielen, denen der Individualismus nicht wesensfremd ist, sich ausleben und dabei doch Deutsche bleiben können. Das Leben der Kolonisten ist die beste Schulung zur Unabhängigkeit des Charakters. Auf die Art der Kolonisation kommt es in der Hauptsache nicht an. Nur das sei über diese Unterschiede bemerkt, daß die überseeische Ackerbaukolonisation zweifellos politisch und individuell die besten Ergebnisse erzielt hat.

Wenn der deutsche Auswanderer zur Entfaltung unsers Nationalcharakters bei Weitem nicht das beigetragen hat, was wir nötig haben, so ist das nicht seine Schuld. Besäßen wir in unserer nationalen Galerie einen kolonialen Charaktertyp, wie ihn die andern großen Kulturvölker hervorgebracht haben, so würde er der Vermittler zwischen uns und der neuen Welt sein, deren geistige Gemeinschaftserzeugnisse wir jetzt in fremder Aufmachung über uns ergehen lassen müssen. Wir sind mit der Anklage des mangelnden Nationalgefühls gegen den Auslandsdeutschen schnell bei der Hand. Wir vergessen gern, daß wir selber es waren, die das einigende Band mit unsern Brüdern in der Diaspora nicht zu knüpfen verstanden oder es abreißen ließen. Wir rechnen ihnen nicht zu, daß das „Sichverhiesigen“, wie man in Argentinien sagt, das Sichanpassen an den Ideeninhalt der Umgebung, eine Naturnotwendigkeit ist und die Gefahr der Entfremdung unausbleiblich macht, wenn es im Bereiche einer lebenskräftigen fremden Nation stattfindet. Die Vaterlandsliebe des Auslands-

*) Aus den Tagen der Okkupation, Berlin 1871, Bd. II S. 301.

deutschen ist deshalb, weil er auswanderte, durchschnittlich keineswegs geringer. Unsere eigenen politischen Fehler sind es, die sich in dem Schicksal des Auslandsdeutschen widerspiegeln.

Lothar Bucher pflegte seinerzeit die fruchtlosen Außenbestrebungen Deutschlands an dem Beispiel Robinson Crusoes zu verspotten. Robinson ist deutscher Abstammung und hat den deutschen Wandertrieb, „aber er muß heimlich davonlaufen; denn Mutter warnte ihn: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! und Vater sagte: Wenn du in die Fremde gehen willst, mußt du erst sehr, sehr viel lernen! . . . Und was richtet er draußen aus? Er erobert kein Reich, gründet keine Stadt, erwirbt keinen Reichtum. Er läuft wie ein Hasenfuß vor den Fußtapfen der Wilden davon, schließt eine Freundschaft, die stark nach Monsieur Jean Jacques Rousseau schmeckt, stolpert über einen Goldklumpen, verliert ihn aber auf dem Heimwege und bringt für sich und sein Vaterland nichts mit als eine Kindergeschichte. Er lebt, wie es scheint, in Hamburg als Chambregarnist und geht jeden Abend in die Kneipe.“*)

Damals plante Bucher selber, als Pflanze nach dem tropischen Amerika auszuwandern. Die Zeiten änderten sich für ihn und für Deutschland, und sein Spott wurde gegenstandslos. Wir erwarben ein Kolonialreich, gründeten Städte, begannen wohlhabend zu werden. Daß der Goldklumpen nun doch verloren gegangen ist, hat nicht der neue deutsche Robinson, sondern der alte deutsche Michel zu verantworten. Was nützt alles Aufbauen von Handelswiederlassungen, Kolonien und sonstigen wirtschaftlichen Interessen draußen, mit einem Worte alle extensive Kultur, wenn die politische Kultur daheim ihrer Aufgabe nicht gewachsen ist?!

Ich zolle dem Auslandsdeutschen als solchem eine Hochachtung, die bedauernd nur gesteht, daß er dem Vaterlande mehr sein würde, wenn er Kolonialdeutscher wäre. Die Zahl der vorhandenen Kolonialdeutschen war sehr gering, um die Lebenslinie eines Sechzig-Millionen-Volkes in eine neue Richtung zu lenken. Die glückliche Zeit, wo Deutschland seine Söhne übers Meer in eigene Kolonien sandte, ist vorüber. Wir mögen auf die Zukunft vertrauen, aber wir müssen die Dinge nehmen, wie sie dormalen sind. Ich hoffe, die Eigenart des Ausgewanderten dem allgemeinen Verständnis ein wenig näher gebracht zu haben. Wenn er sich und wir ihm mehr Gerechtigkeit wie bisher widerfahren lassen, wird auch die Auswanderung, mit der wir jetzt zu rechnen haben, keine verlorene, sondern eine nutzbringende sein. Die Güter der Erde sind für jeden geschaffen, der sie zu erringen weiß. Wer um sie kämpft, braucht den Vorwurf der Untreue gegenüber dem Idealismus nicht zu fürchten, vor allem nicht von englischer Seite; denn gerade dies Volk von Kolonisten und Kolonisatoren handelt nach dem Grundsatz, daß erst der Besitz von Bodenschätzen und territorialen Stützpunkten es in den Stand setze, die Ideale hochzuhalten.***) Und darum Glückauf aus vollem Herzen allen Deutschen, die wieder die Schiffe besteigen!

*) Nach Moritz Busch, Gartenlaube 1878, S. 151.

**) Vergl. z. B. L. Curtis, The Commonwealth of Nations, London 1916, Part. I p. 7.